

der Geistlichen um 500 zu tun?) Man fragt sich, was für eine Vorstellung von Wissenschaft Pomeroy hat. Wenn sie tatsächlich glaubt, daß fraueninterne Solidarität und der – ja durchaus sinnvolle – Wunsch nach Frauenemanzipation wichtiger seien als Orientierung an den Fakten, ja wenn sie gar Quellen von vorneherein disqualifiziert, nur weil sie von Männern verfaßt wurden, dann erübrigt sich jeder weitere Kommentar. Ihren nach Emanzipation strebenden Geschlechtsgenossinnen wird Pomeroy mit derartigen Polemiken keinen Dienst erweisen. Frauen»forschung« auf diesem Niveau disqualifiziert sich selbst.

Zum Glück gibt es in dem Band auch Frauenforschung, die diesen Namen verdient. Erwähnt sei – stellvertretend für andere – der grundsätzliche und methodisch anregende Aufsatz *Der Lebenskreis der Frau im Spiegel der volkssprachlichen Bezeichnungen der Leges Barbarorum* von Ruth Schmidt-Wiegand. G. Fritz

Arnold Angenendt: Das Frühmittelalter: Die abendländische Christenheit von 400 bis 900. – Stuttgart; Berlin; Köln: Kohlhammer, 1990. – 499 S.

Arnold Angenendt, Professor für Kirchengeschichte in Münster, wendet sich mit seinem Buch insbesondere an Studenten. Er weist darauf hin, daß es auch unter Mitwirkung von Studenten geschrieben worden sei. Und in der Tat machen sich die konkreten Seminarerfahrungen rundum positiv bemerkbar. Man erkennt sofort, daß das Buch nicht in einer weltfernen Schreibstube entstanden ist.

Zunächst einmal ist die differenzierte, die Benutzung und das Nachschlagen sehr erleichternde Gliederung hervorzuheben: Die einzelnen Unterkapitel sind selten einmal mehr als eine Seite lang. Zahlreiche, ausgesprochen informative Landkarten und Illustrationen bereichern das Buch, ohne es zum anspruchslosen Bilderbuch, zum impressionistischen Blättern abzuwerten. Fußnoten und ein wissenschaftlicher Apparat im engeren Sinne fehlen zwar, aber Angenendt liefert für jedes Kapitel eine ausführliche Bibliographie nach, die gezieltes Weiterarbeiten trotzdem ermöglicht.

Sprache und Aufbereitung des Inhalts sind ein Genuß: Es gelingt Angenendt, den dem heutigen Bewußtsein ja nicht ganz naheliegenden Stoff in verständlicher Sprache und dennoch wissenschaftlich exakt aufzubereiten. In der Gewichtung des Inhalts macht sich natürlich der Kirchenhistoriker bemerkbar: Fragen des Papsttums, der Theologie, des Klosterwesens, kurz, kirchliche Themen nehmen einen Großteil des Buches ein. Der oberflächliche Leser mag monieren, daß »weltliche« Themen – etwa das Kaisertum Karls des Großen – hin und wieder etwas knapp wegkommen. Aber wer Angenendts Buch auch nur halbwegs gründlich liest, dem wird sofort klar, daß eine Trennung in »weltlich« und »kirchlich« eben gerade am Charakter der Epoche vorbeigeht. Die Betonung des von uns Heutigen als »kirchlich« angesehenen Sektors ist also durchaus angemessen.

Kurzum: Ein in jeder Hinsicht erfreuliches Werk, das sicher nicht nur von Studenten mit Gewinn gelesen und benutzt werden kann. G. Fritz

R Odilo Engels: Stauferstudien. Beiträge zur Geschichte der Staufer im 12. Jahrhundert. Festgabe zu seinem 60. Geburtstag / hrsg. von Erich Meuthen u. Stefan Weinfurter. – Sigmaringen: Thorbecke, 1988. – 255 S.

Die Festschrift zum 60. Geburtstag des an der Kölner Universität lehrenden Odilo Engels enthält acht größere Aufsätze aus der Feder des Jubilars. Die Aufsätze sind zwischen 1971 und 1983 bereits alle an anderen Orten erschienen. Insgesamt gruppieren sich die Aufsätze um drei Themenkreise: Zunächst ganz allgemein »Staufer und Welfen und ihr Jahrhundert«, dann – dem jetzigen Wirkungskreis von Engels verhaftet – »Rheinische Geschichte in der Stauferzeit« und »Staufer in der Geschichtsschreibung«. Die Aufsätze sind allesamt von großer Gelehrsamkeit und basieren auf umfassender Quellenkenntnis und minutiöser Quelleninterpretation. Wir heben besonders hervor die Aufsätze »Beiträge zur Geschichte der Staufer im 12. Jahrhundert« (S. 32–115) und »Grundlinien der rheinischen Verfassungsgeschichte im 12. Jahrhundert« (S. 133–159), letzteren insbesondere wegen möglicher zu

ziehender Vergleiche zu Südwestdeutschland. Das sehr hohe, absolut universitäre Niveau der Aufsätze hat indessen nicht nur positive Seiten: Das ist meistens eine weithin hermetische Insidersprache; Kenntnis der mittellateinischen Quellsprache, aus der immer wieder und teils ausgiebig zitiert wird, wird beim Leser selbstverständlich vorausgesetzt – eine Voraussetzung, die freilich an der Realität vorbeigeht. Der Rezensent weiß aus eigener Anschauung, daß sogar erfahrene Latein-Studienräte mit dem Mittellatein ganz erhebliche Probleme haben. Damit dürfte sich der Adressatenkreis des Werkes auf wenige Dutzend Leser in Deutschland minimieren, die dem Buch wirklich umfassend und in allen Passagen ohne Mühe zu folgen vermögen. Sicher: Wissenschaft muß zweckfrei sein und darf nicht nach der Zahl eventueller Leser schießen. Aber man kann komplizierte Sachverhalte auch anders ausdrücken, als dies der Kölner Professor tut, ohne daß das wissenschaftliche Niveau darunter leidet.

G. Fritz

Stadt und Krieg / hrsg. von Bernhard Kirchgässner u. Günter Scholz. – Sigmaringen: Thorbecke, 1989. – 294 S. (Stadt in der Geschichte; 15)

Der Band enthält die insgesamt acht Beiträge, die 1986 zum Thema »Stadt und Krieg« auf der Tagung des südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung gehalten wurden. Dabei spannt sich der zeitliche Rahmen vom Mittelalter (z. B. Heinrich Koller: Die mittelalterliche Stadtmauer als Grundlage städtischen Selbstbewußtseins) bis ins 20. Jahrhundert (Bernhard Sicken: Die Festungs- und Garnisonstadt Wesel im Ersten Weltkrieg; Thomas Schnabel: Freiburg im totalen Krieg 1943–1945; Wolfgang Brumme: Die Zerstörung der Stadt Böblingen im Zweiten Weltkrieg und ihr Wiederaufbau). Zusätzlich zu den Referaten wird auch die ausgesprochen aufschlußreiche Diskussion wiedergegeben, die im Anschluß an die Referate geführt wurde. In den Beiträgen Schnabels und Brummes wird deutlich, daß die Stadt ihre Funktion im Kriege völlig gewandelt hat. Während im Mittelalter die städtische Befestigung ein sichereres Leben ermöglichte als auf dem ungeschützten Land, hat sich im 20. Jahrhundert als Resultat der technisierten Kriegführung die Stadt in eine Zone der Gefahr und Unsicherheit verwandelt. Im übrigen zeichnete sich diese Entwicklung schon lange ab. In seinem Beitrag »Zirkel der Vernichtung oder Kreislauf des Kriegsgewinns? Zur Ökonomie der Festung im 17. Jahrhundert« weist Henning Eichberg darauf hin, daß Festungsstädte in militärischem Sinne sich eigentlich nicht gelohnt haben: Einem entschlossenen Gegner gelang es meist, die Festungen einzunehmen. Auch in ökonomischem Sinn waren Festungsstädte für die in ihnen lebende Bevölkerung eine zweischneidige Sache. Zwar kurbelte die Bautätigkeit an den Festungen und der Bedarf der Truppen durchaus die Geschäfte an, doch mußte dies um einen bitteren Preis ausgeglichen werden: Einquartierungen machten das Leben schier unerträglich. Außerdem zogen Festungen im Kriege den Feind an und brachten damit der Bevölkerung Tod und Zerstörung. – Von einer überwältigenden Gelehrsamkeit ist der Beitrag Gerhard Fouquets (Die Finanzierung von Krieg und Verteidigung in oberdeutschen Städten des späten Mittelalters [1400–1500]). Ulf Dirlmeiers Aufsatz »Die Kosten des Aufgebots der Reichsstadt Rothenburg ob der Tauber im Schweizerkrieg 1499« ist dagegen eine manchmal geradezu ergötzlich zu lesende Mischung aus Sozialgeschichte (Wieviel Wein rann täglich durch die durstigen Kehlen der Rothenburger Krieger, die übrigens nie ins Gefecht gekommen zu sein scheinen?) und neuen Erkenntnissen zu den Fakten des Konflikts von 1499: Dirlmeiers nüchterne Auswertung der Kriegsrechnungen erweist beispielsweise, daß der berühmte Bericht Willibald Pirckheimers über den Schweizerkrieg und die stattgefundenen Verwüstungen durch die Schweizer maßlos übertrieben sein muß. Die Rothenburger kauften jedenfalls in dem angeblich total ruinierten Vintschgau problemlos und nicht einmal zu übersteuerten Preisen ihren gesamten Proviant an.

G. Fritz